

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 74 (1965)
Heft: 8

Artikel: Der Gletscherabbruch in Mattmark
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974872>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten Lungen sollen wieder in Uebung kommen: eins, zwei, Beine hoch, Beine senken, Beine hoch . . . ! Und alle zählen auf arabisch mit, um die Uebenden zu ermutigen. Es ist auch die Stunde der Geselligkeit par excellence: Man spricht vom Krieg, von den Wundern Europas, von den Familienangehörigen, den Krankheiten. Die Gelegenheit ist günstig, um den daran Interessierten die Grundbegriffe der Anatomie und der Physiologie beizubringen. Bald ist die Krankenschwester von etwa dreissig Männern umringt, die aus dem ganzen Lager zusammengekommen sind, um ihr zuzuhören oder eine Ansicht zu äussern. Welch sympathische, lächelnde, wissbegierige Versammlung, die voller Vertrauen ehrfürchtig lauscht! Natürlich muss die «Doktorin» hier ein Glas Tee, dort eine Tasse gepfefferten Kaffee trinken, einige trockene Datteln kauen oder eines dieser köstlichen arabischen Plätzchen annehmen, die auf einem heissen Stein gebacken wurden, oder aber sie wird eingeladen, eine pikante Sauce aus der gemeinsamen Schüssel zu kosten.

Und dann kommt die Stunde der Wasserausgabe. Alle Gesunden stürzen mit ihren leeren Wassersäcken und Kannen zur Wasserstelle. Da das köstliche Nass äusserst knapp ist, muss es für die Einheimischen rationiert werden. Es läuft zwanzig Minuten am Tag. Man hat genug zum Trinken, aber kaum genug zum Waschen. Dies ist jetzt der Augenblick, um den jemenitischen Pflegern beizubringen, wie man eine richtige Krankentoilette vornimmt. Das ist nicht so einfach, denn sie sind gewohnt, sich einen Eimer Wasser über den Kopf zu giessen und in der Pfütze zu planschen. Ist ein Kranker ans Bett gefesselt, so geht das natürlich nicht; selbst in einem Land, wo alles so rasch trocknet, wäre diese Art des Waschens unmöglich.

Und dann muss man den Jemeniten zeigen, wie man Seife verwendet. Seife wird zwar sehr geschätzt, ist aber nicht genügend bekannt.

In Jemen bricht die Nacht schnell herein. Bald beginnt der Dynamo zu summen, die Lichter blinken kettenweise auf. In den Zelten verbringt man die Zeit mit Kartenspiel, man hört Sendungen aus dem eigenen Transistorradio und isst dabei mit den Fingern den vom Mittagessen übriggebliebenen Reis. Andere sind bereits schlafen gegangen: Hier liegen zwei in Decken gehüllte Gestalten, die eine auf dem Bett, die andere darunter, und zwar liegt der «Sadig» im Bett und der Kranke auf dem Boden, weil er nicht gewohnt ist, hoch zu liegen, und im Traum herunterfallen könnte. Doch wenn der Krankenpfleger kommt, um als letzte Verrichtung Schlaftabletten zu verteilen, werden alle wach und stöhnen vor Schmerzen. Aber aufgepasst! Die Jemeniten sind versessen auf Tabletten, und wenn man nicht acht gäbe, verliessen sie alle das Feldspital als Tabletten-süchtige. Zum Glück lernt man sehr bald unterscheiden, wer wirklich leidet und wer Komödie spielt. Da heisst es unnachgiebig sein!

Hat man allen eine gute Nacht gewünscht, so zieht man sich zurück, indem man über die ausgestreckten Körper steigt, um unter den Sternen schlafen zu gehen. Oh, diese jemenitischen Sterne, sie lassen einen den Sandsturm, den Schmutz, die Mücken und die Hitze ertragen. Man sieht hundert-, ja tausendmal mehr Sterne als in Europa. Welch ein Segen, friedlich einzuschlummern in der unendlich weiten Wüste, die merkwürdig still erscheint, obwohl wenige Schritte entfernt wilde Krieger kämpfen . . . Und über uns halten die Sterne Wacht.

Eveline Darbre

DER GLETSCHERABBRUCH IN MATTMARK

Am Staudamm von Mattmark stehen die Baumaschinen still. Seit der Katastrophe vom 30. August sind sie ausser Betrieb. Sie werden schweigen, bis der letzte Tote geborgen ist. So fordert es die Bevölkerung des Saastals, so verlangt es die Ehrfurcht vor den Toten, die das Eis noch immer nicht freigegeben hat. Schon werden die Nächte länger, fällt in der Höhe der erste Schnee. Für die Menschen, die in Mattmark im Einsatz stehen, um die Verschütteten zu bergen, hat ein Wettlauf mit der Zeit begonnen. Sie setzen alles daran, um vor Einbruch des Winters die Bergungsarbeiten zu beenden.

«Streiflichter . . .» — so überschrieben wir den Bericht über eine Blutspende unter den Arbeitern am Staudamm Mattmark, der in der Oktobernummer des vergangenen Jahres in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde. Nochmals sollen die Bilder von damals an uns vorüberziehen: . . . ein warmer Sommertag im Juli, Rotkreuzfahnen auf dem hohen Mast vor der Kantine in Zermeiggern, eine grossangelegte Blutentnahme als Zeichen der Solidarität, weil dort oben, wo die Arbeit mit unzähligen Gefahren verbunden ist, ein jeder für den anderen mitverantwortlich sein muss. «Siamo tutti fratelli,» so appellierte man vor mehr als Jahresfrist an

die Arbeiter und ermunterte sie, sich zur Blutspende zu melden.

Da war der junge Italiener, der zum fünfundzwanzigsten Mal von seinem Blut gab. Da war der über sechzigjährige Walliser mit seinem gemütlichen, zuversichtlichen Lächeln, das allen umstehenden Neugierigen, die noch vor der Spende zurückschreckten, Vertrauen einflösste. Da war der kranke Türke, der der Schwester durch Handzeichen bedeutete, er wolle so viel Blut geben, dass die Flasche bis zum Rand hin gefüllt sei. Da war einer, der von seiner Frau und seinen Kindern erzählte und davon, dass die Sehnsucht nach ihnen hier oben in der Einsamkeit doppelt gross sei . . .

Ihre Namen? Wir haben sie nie erfahren. Aber die Gesichter, gezeichnet von schwerer, rastloser Arbeit, gebräunt von Sonne und Wind, diese Gesichter haben sich eingepägt. Ein jedes von ihnen. Und als sich am 30. August jäh das Unglück ereignete, als mit Allgewalt der untere Teil des Allalingletschers brach und Hunderttausende von Kubikmetern Eis sich zu Tal wälzten, da wurden diese Gesichter wieder so deutlich, dass man sie bis in die feinste Einzelheit hätte beschreiben können. Wir erinnern uns an die Schlussworte unseres damaligen Berichts. Sie haben einen neuen unheilswangeren Sinn erhalten:

«Im Herbst 1967 sollen alle Arbeiten beendet sein. Bis dahin vollzieht sich für die, die hier oben arbeiten, Tag für Tag in harter Arbeit, ohne nennenswerte Abwechslung. Mancher Unfall ruft zur Besinnung auf. Nicht immer ist eine Rettung möglich. Die Gefahr ist allzu gross.

Derweil Blutstropfen um Blutstropfen in die Flasche rinnt — das Blut von 271 Spendern —, schweift vielleicht mancher Gedanke in die Zukunft: ‚Heute erweise ich mit meiner Spende den Kranken einen Dienst. Doch wer weiss, ob ich nicht vielleicht morgen schon selbst dieses kostbaren Gutes bedarf . . . das Leben ist so ungewiss, so unberechenbar . . .‘»

Niemand hatte das Unglück kommen sehen. Wohl war bekannt, dass sich der Allalingletscher in dem Zeitraum von 1960 bis zum Herbst 1963 um insgesamt fast 38 Meter vorgeschoben hatte. Da er zu jenen zehn Gletschern zählt, die ständig entweder in Ausdehnung oder im Rückgang begriffen sind, wurde er in Abständen gemessen und genau überwacht. Auch kleinere Eisstürze durften nicht als Indiz gewertet werden, dass sich eines Tages eine Katastrophe ereignen würde. Einer der Verantwortlichen der Bauleitung, Oberingenieur A. Verney von der Elektrowatt, antwortete auf die Frage, ob man einen Abbruch des Gletschers in Betracht gezogen habe: «Wir haben den Gletscher wohl beobachtet. Wir haben aber nie etwas Gefährliches festgestellt. Wir wussten seit unserer Projektierung, dass die Länge des Gletschers grossen Schwankungen unterworfen ist . . . Während er einmal bis unter den Staudamm reichte, war er in einer Reihe warmer Sommer wieder zurückgegangen. Man hat wohl beobachtet, dass kleinere Eisbrocken den Abhang hinunterkollerten;

aber das kommt bei jedem Gletscher vor. Auf alle Fälle haben wir nie mit einer solchen Katastrophe gerechnet.»

Am 30. August kurz vor Feierabend stürzten die Eismassen zu Tal. Der Luftdruck, der ihnen voraus ging, warf — so berichteten Augenzeugen, die Baracken um, als seien sie Kartenhäuser. Ueberreste an Holz und Brettern wurden von den Eismassen weitergewälzt. «Ein Eisklotz stürzte herab, eine Lawine kam herunter, und dann sah ich das ganze Tal überdeckt. Alles war verwüstet und begraben», so schilderte ein Italiener, der sich etwa hundertfünfzig Meter weit von der Absturzstelle befand, das Unglück. Die Arbeiter, denen noch eine Viertelstunde Zeit blieb, bis sie ihre Nachtschicht antreten mussten, wurden in den Schlafbaracken vom Gletscherabbruch überrascht. Sie kamen alle ums Leben. Jene, die noch an der Arbeit waren, wurden mitsamt ihren schweren Maschinen unter dem Eis begraben. Viele von ihnen sahen die haushohen Eismassen kommen, rannten, um dem Unglück zu entfliehen, in Richtung des Staudamms, ohne zu ahnen, dass das Eis den gleichen Weg nehmen würde. Nur einzelne konnten sich retten. Sekunden dauerte es, dann war alles vorbei, und eine chaotische Landschaft bot sich dem Blick. Sechshundert Meter lang, dreihundert Meter breit und dreissig Meter hoch, so ergaben es die Schätzungen, lag das riesige Eistrümmerfeld da.

Fassungslos standen die Arbeiter der Katastrophe gegenüber. Wie mancher von ihnen wusste den Kameraden, den Freund, den Vater oder den Bruder unter den Vermissten.

Doch es bestand ja noch Hoffnung! Umgehend wurden die Bergungsaktionen eingeleitet, die Hilfsmannschaften der Polizei, der Sanität, Truppen der Armee, Lawinenspezialisten und Bergführer aufgeboden. Die ganze Nacht hindurch arbeitete man fieberhaft. Noch am Montagabend, unmittelbar nach Bekanntgabe der Katastrophe, stand bereits die Walliser Rotkreuzkolonne in Alarmbereitschaft. Aber alle Hilfe kam zu spät. Zudem behinderten Schnee, Regen und Nebel die Bergungsarbeiten. Auch waren weitere Gletscherabbrüche zu befürchten, so dass die Rettung teilweise sogar völlig eingestellt werden musste.

«Siamo tutti fratelli!» Vor mehr als Jahresfrist hatten sich die Arbeiter von Mattmark für eine freiwillige Blutspende in den Dienst des Schweizerischen Roten Kreuzes gestellt. Jetzt war es am Schweizerischen Roten Kreuz, alles zu tun, um seine Hilfsbereitschaft zu bekunden. Der Einsatz der Rotkreuzkolonne erübrigte sich zwar. Auch die in der Nähe des Katastrophengebietes eingelagerten Rotkreuz-Spitalsortimente wurden nicht benötigt. Der Präsident der Sektion Siders des Schweizerischen Roten Kreuzes, Guy Zwissig, konnte jedoch an Ort und Stelle im Katastrophengebiet abklären, welche weiteren Hilfsmassnahmen dringend notwendig waren. Die Telefone zwischen Bern, Brig, Siders und Mattmark schienen kein Ende zu nehmen.

Kopflös und in banger Ungewissheit waren zahlreiche Angehörige der Arbeiter von Mattmark auf die erste Meldung von dem Unglück hin aus Italien in die Schweiz eingereist. Sie hatten weder an ihren Reise-

pass noch an Geld oder zusätzliche Kleidung gedacht. Um ihnen zu helfen und um sie zu betreuen, richtete die Sektion Brig-Oberwallis umgehend im Bahnhof von Brig in Zusammenarbeit mit dem italienischen Vizekonsulat eine Aufnahme- und Auskunftsstelle ein. Auch in der einige Kilometer vom Katastrophenort entfernt liegenden Kantine von Zermeigern wurde für eine Betreuung der Angehörigen gesorgt. Eine Krankenschwester des Schweizerischen Roten Kreuzes und in der Folge eine Fürsorgerin übernahmen diese Aufgabe. In Zusammenarbeit mit den Hoteliers von Saas-Fee und den benachbarten Ortschaften konnten Transport, Unterbringung, Verpflegung und Betreuung der einreisenden Hinterbliebenen reibungslos geregelt werden. Auf Wunsch der Leitung der Rettungsaktionen sandte das Schweizerische Rote Kreuz sodann nacheinander drei auf Unfallmedizin spezialisierte Aerzte nach Mattmark, damit sie sich der Rettungsmannschaften, die unter so schwierigen und gefährlichen Bedingungen arbeiten mussten, annahmen.

Es war am 7. September, eine Woche nach dem Unglück, als wir in Mattmark waren. Im Autobus, der von Brig nach Saas-Grund fährt, begegneten wir vielen Frauen und Männern, die zur Beisetzung eines Arbeiters ihrer Heimat fuhren. Es war eines der ersten der insgesamt 15 Opfer aus dem Wallis, das man geborgen und identifiziert hatte. Die Frauen trugen die schöne, mit reicher Spitze verzierte Walliser Tracht. In Saas-Grund läuteten die Glocken weit hinaus ins Land. Die Menschen scharten sich vor den Pforten der Kirche. Ob Angehörige, Freunde oder Fremde, ein jeder fühlte sich betroffen und erschüttert.

Dann kamen wir nach Zermeigern. Ueberall herrschte bedrücktes Schweigen. Ueberall sah man ernste Gesichter. Arbeiter standen herum. Angehörige warteten. «Ich werde bleiben, bis man die Leiche meines Sohnes gefunden hat», erklärte uns ein Vater, der zusammen mit seinem anderen Sohn auf die Unglücksmeldung hin nach Mattmark gereist war. Jeden Tag gingen die beiden Männer den Weg hinauf zur Unglücksstätte. Fassungslos starrten sie auf das Trümmerfeld. Dann nahmen sie ihre Hände, formten sie zu Schaufeln und gruben im Eis herum. Eine sinnlose Arbeit; denn selbst das, was die riesigen Löffelbagger an Eis und Trümmern fortschaffen konnten, schien so verschwindend gering, dass man einen Fortschritt kaum bemerkte. Doch wenn einen der Schmerz quält und sich das Unbegreifliche nicht begreifen lässt, so fragt man wohl kaum nach dem Sinn seines Tuns.

Jener 7. September war ein strahlender Sonnentag. Doch niemand konnte sich des herrlichen Wetters freuen. Die Bergführer nicht, die hoch oben auf dem Gletscher und auf dem Damm ihre Beobachtungsposten bezogen hatten, die Bagger- und Lastwagenführer nicht, die unten im Tal ihrer traurigen Arbeit nachgingen, die Soldaten nicht, die am Rande der Eisscholle standen, um, sobald man bei den Bergungsarbeiten auf Körperteile stiess, den Baggerführern ein Zeichen zu geben, dass sie ihre Maschinen abstellten, damit die Arbeit behutsam mit Schaufel und Pickel weitergeführt werden konnte.

Mehr als acht Wochen sind inzwischen seit der Katastrophe vergangen, die meisten Leichen konnten geborgen werden. Das Leben geht wieder seinen gewohnten Gang. Andere Geschehnisse haben den Gletscherabbruch von Mattmark in den Hintergrund treten lassen. Doch für die vom Unglück betroffenen Familien trägt der Alltag ein neues Gesicht. Der Vater, der seinen Sohn verloren hat, wird kaum Worte finden, um seine Frau trösten zu können. Die junge Sizilianerin, die ihr zweites Kind unter dem Herzen trägt, wird das Kind gebären und aufziehen, ohne dass ihr der Ehemann zur Seite steht.

So reiht sich Schicksal an Schicksal. Witwen und Waisenkinder sind zurückgeblieben. Materiell werden sie keine Not leiden müssen; denn neben der Versicherung stehen zahlreiche Spenden. Spenden an das Schweizerische Rote Kreuz, Spenden an die Walliser Regierung, Spenden an die «Glückskette» sowie Spenden an andere Organisationen. Es sind insgesamt über drei Millionen Franken. Es ist vorgesehen, alle diese Gelder in einer Stiftung Mattmark zusammenzutragen, um auf diese Weise eine Dauerhilfe zu gewährleisten. Insbesondere die Waisenkinder — es sind rund neunzig — werden auf lange Zeit hinaus der Hilfe bedürfen.

Viele der Spenden waren von Briefen begleitet, die innere Anteilnahme bekundeten. Einer dieser Briefe mag für alle stehen. Ein Schüler aus Deutschland, der zusammen mit seinen Kameraden wie durch ein Wunder der Katastrophe entging, schrieb ihn an das Schweizerische Rote Kreuz:

«Wir sind eine Gruppe von vierzig evangelischen Mädchen und Buben aus Deutschland, die in Saas-Grund eine vierzehntägige Freizeit verbrachten. Wir haben viel erlebt und waren auf manchen Wanderungen. Am 30. August war unsere Schar mit den Leitern in drei Gruppen auf dem Heimweg vom Monte-Moropass, als das Unglück in Mattmark geschah. Die erste Gruppe war dem Gletscherabbruch eine halbe Stunde voraus, während die zweite Gruppe die nachher verschüttete Stelle nur eine Viertelstunde vorher passierte, da uns der Weg in allen drei Fällen über die Baustelle des Staudamms führte. Die dritte Gruppe war vom Schicksal dieser Männer am meisten beeindruckt, denn sie stand nur zweihundert Meter von der Unglücksstelle entfernt und erlebte so alles aus nächster Nähe. Während sie, von Bergführern geführt, am Eis vorbeikamen, halfen zwei von uns bei Aufräumarbeiten. Dadurch, dass wir so wundervoll vom Gletschertod bewahrt wurden, fühlen wir uns mit dem Geschehen tief verbunden. Wir möchten Ihnen daher auf Ihr Postcheckkonto achthundert Schweizer Franken für die betroffenen Familien überweisen.»

«Siamo tutti fratelli!» Die spontane Hilfsbereitschaft von allen Seiten liess es deutlich werden. Sie mag ein wenig dazu beitragen, dass die vom Unglück Betroffenen spüren, dass es überall Menschen gibt, die ihr Leid verstehen und mittragen. Mattmark ist nicht vergessen. Die Katastrophe wird nicht nur in der Geschichte des grossen Kraftwerks einen Markstein bilden, sondern auch in der Geschichte der Hilfsbereitschaft der Menschen. ebh.